

4. Jour fixe „Musik und Stadt“: Räume für Kultur

16. Dezember 2019, 19 Uhr, ALEX-Halle, Rudolfstr. 1 – 8 (Eingang Ecke Ehrenbergstr.), 10245 Berlin-Friedrichshain

Moderation: Hella Dunger-Löper, Staatssekretärin a.D. (Landesmusikrat Berlin e.V.)

Podiumsteilnehmerinnen und Podiumsteilnehmer:

Prof. Leonie Baumann (Rektorin der weißensee kunsthochschule berlin)

Prof. Dr. Klaus Beckmann (Urban Plan GmbH, ehemaliger Leiter des Instituts für Urbanistik)

Bettina Bohle (Geschäftsführerin der IG Jazz)

Volker Heller (Vorstand und Managementdirektor der Zentral- und Landesbibliothek Berlin)

Nele Hertling (Vizepräsidentin a.D. der Akademie der Künste Berlin; AdK, Direktorin der Sektion Darstellende Kunst)

Dr. Rupert Graf Strachwitz (Direktor des Maecenata Instituts für Philanthropie und Zivilgesellschaft)

Live Musik: Kapelle B

H. Dunger-Löper: Guten Abend, meine Damen und Herren, ich möchte mich zuerst bei der Kapelle B bedanken, die uns heute Abend hier so wunderbar eingestimmt hat. Irgendjemand hat gesagt, sie machen gute Laune. Das kann man, glaube ich, so uneingeschränkt bestätigen. Sie sind eine Amateurmusikkapelle, eine „mobile Band“, wie ich gelernt habe, die im Winter in einem S-Bahnhof probt und im Sommer auf dem Tempelhofer Feld. So jedenfalls sagt das ihre Internetseite aus. Und damit sind wir eigentlich bei unserem Thema heute hier mittendrin. Aber vorher möchte ich Sie noch einmal sehr herzlich begrüßen und freue mich, dass Sie trotz der Weihnachtszeit und anderer Konkurrenztermine heute hier zu unserem 4. Jour Fixe „Stadt und Musik“, den wir – der Landesmusikrat – gemeinsam mit ALEX TV veranstalten, gekommen sind und wir wollen uns heute Abend hier mit dem Thema „Kultur braucht Räume“ beschäftigen. Das heißt nicht nur „Raum für Kultur“ im abstrakten Sinne, sondern ganz konkret „Räume“. Es ist ein ganz wichtiges und immer brennenderes Thema, insbesondere in sich verdichtenden Städten und Metropolenräumen und ein Thema, das nicht nur die Kultur betrifft – und deswegen haben wir uns heute hier auch etwas breiter aufgestellt. Sonst haben Sie hier immer Musikvertreter erlebt, heute haben wir hier viele auf dem Podium sitzen, die nicht nur aus dem Musikbereich kommen, sondern vielfältig zusammengesetzt sind: aus verschiedenen Sparten der Kunst, aus der Zivilgesellschaft, aus der Stadtentwicklung. Ich werde Sie Ihnen einzeln gleich noch vorstellen, aber erst einmal möchte ich Sie sehr herzlich heute Abend hier begrüßen. Für den Ablauf des heutigen Abends hatte ich mir gedacht, dass wir erst einmal eine Runde machen, bei der wir – sozusagen – eine Bestandsaufnahme machen, dessen was zur Zeit ist und was droht, noch zu kommen, um uns dann zu überlegen, wie wir auf diese Situation reagieren können und wie wir, vor allen Dingen, auch die Politik auf den Weg bringen können, sie zu verbessern, denn wir haben hier in Berlin ja vor einiger Zeit – sozusagen – einen Schreckschuss gefühlt oder gesehen, als nämlich die drohende Schließung des Rockhauses hier anstand. Hier wären über tausend Rockmusiker und ihre Bands gefährdet gewesen, ja sogar in ihrer Existenz bedroht. Glücklicherweise hat sich hier eine Lösung finden lassen, bei der der Senat eine organisatorische Lösung angestrebt hat, die die Räume langfristig sichert und die Preise und die Miete für die Künstlerinnen und Künstler erträglich macht. Die Kommentierung der Musiker damals war – und ich denke, das ist noch einmal sehr deutlich – *„Wir sind happy, weil es keine Alternative für uns gegeben hätte in Berlin.“* Und ich denke, dieses Rockhaus ist nur die Spitze eines Eisberges. Wir wissen von vielen anderen Bereichen, wie schwierig es ist, Proberäume und Ateliers zu finden, bezahlbare Aufführungsräume, zum Beispiel für Chöre oder Räume für neue Galerien oder auch Werkstätten. Und darüber wollen wir uns heute Abend hier unterhalten, denn wir alle hier, denke ich, sind uns einig, dass Kunst und Kultur unverzichtbar ist für unseren gesellschaftlichen Zusammenhalt und unsere gesellschaftliche Weiterentwicklung. Sie sind nicht etwa nur ein Luxus, den man sich leisten kann oder auch nicht, je nach anderen Prioritäten, sondern sie sind ein konstitutiver Bestandteil unseres Zusammenlebens und dafür müssen wir das Bewusstsein schärfen. Kunst und Kultur werden getragen und gelebt – auf der einen Seite im professionellen Bereich, aber natürlich auch in Amateurbereichen. Wir haben eben hier ein sprechendes Beispiel dafür gesehen und gehört und wir haben in

unserem Masterplan zum Thema „Amateurmusik“ mal die Zahlen - sozusagen - errechnet und damit auch die Bedeutung derer, die in Berlin an der Musik hängen und kommen da in Berlin auf eins Komma vier Millionen Bürgerinnen und Bürger dieser Stadt, die von diesem Thema betroffen sind. Das heißt, ein Drittel aller hier Wohnenden hängen in gewisser Weise an dem Bereich Musik und wenn wir Herrn Heller dann hören, dann wissen wir, wie das bei den Bibliotheken der Fall ist. Da sind neun Millionen Besucherinnen und Besucher. Sicherlich kommen nicht ganz drei Millionen regelmäßig, aber es ist doch eine Zahl, die beeindruckend ist. Und dafür brauchen wir auch eine räumliche Absicherung. Das heißt, wir müssen heute Abend diskutieren, ob wir Kunst und Kultur entsprechend absichern können, wie wir ihren Stellenwert heben und sie auch diskutieren im Zusammenhang mit Daseinsvorsorge und wir müssen, zum Beispiel, auch darüber reden, wie es bei Neubauprojekten wie Schulen ist oder der Entwicklung neuer Quartiere wie Tegel und Siemensstadt, wo die Frage der Räume von Kultur bisher, aus meiner Sicht, extrem unbefriedigend in der Planung gelöst wird. Und die Frage erhebt sich dann eben: Brauchen wir einen Kulturentwicklungsplan, wie zum Beispiel in Köln, oder einen „StEP Kultur“, wie er in der Berliner Koalitionsvereinbarung steht, oder eine gesetzliche Absicherung wie wir sie zum Beispiel beim Sport, im Sportförderungsgesetz, finden. Soweit ein kleiner Aufriss dessen, was hier heute diskutiert werden sollte. Ich glaube, wir werden heute nicht damit fertig werden, aber das ist ein so dringendes Thema, dass wir vielleicht auch noch den ein oder anderen Termin darauf verwenden sollten. Ich möchte vorausschicken, dass wir heute besonders unter Zeitdruck stehen, weil wir am Ende hier auch noch die Preisträger unseres Fotowettbewerbs „Räume für Musik“ prämiieren wollen und von daher wir tatsächlich uns sehr knapp fassen müssen. Und deswegen würde ich Sie alle bitten, hier oben und dann später auch das Publikum, wenn es sich einbringt, hier sich auf wenige Minuten, im Grunde so zwei Minuten einer Eieruhr, zu beschränken, damit wir tatsächlich miteinander reden können, aufeinander eingehen können und am Ende vielleicht auch ein Ergebnis haben, das über das hinausgeht, dass wir sagen - „Schön, dass wir mal darüber geredet haben“ - sondern, dass wir auch sagen, was sind eigentlich unsere nächsten Schritte konkret und die dann auch umsetzen. Ja, damit wäre ich erst einmal mit der Einführung am Ende und würde jetzt zum Thema Bestandsaufnahme gehen und würde als Erstes an Bettina Bohle, die zum Vorstand der IG Jazz gehört, die hier - sozusagen - die politische Vertretung der Jazzszene in Berlin repräsentiert, übergeben und fragen: Wie ist aus Ihrer Sicht das Thema „Räume“ für Ihre Mitglieder, wie stellt sich das dar?

B. Bohle: Erst mal vielen Dank für die Einladung und auch vielen Dank, dass Sie das Thema hier aufbringen, weil ich halte das für extrem wichtig für Künstlerinnen und Künstler, für die ich primär in meiner Funktion zuständig bin. Ich bin in der IG Jazz Berlin die Geschäftsführung, ich bin auch schon lange in der Koalition der Freien Szene, die sich sehr stark mit dem Thema auseinandergesetzt hat. Für die Freie Szene, Freie Kunstszenen und das Thema „Räume“, spezifisch für Jazz, kann man sagen, da gibt es sehr wenige öffentlich geförderte, die meisten lösen diese Frage privat oder müssen das privat lösen. In der Privatwohnung, was meistens nicht so gut geht, obwohl es rechtlich eigentlich möglich sein müsste. Die meisten, also was ich am meisten gesehen habe, sind Keller ohne Fenster, also wirklich Zustände, in die man niemanden reindrängen möchte. Es gibt natürlich auch ganz andere. Die geförderten Proberäume, die wir haben, sind sechzehn, die wir uns mit dem Pop teilen, plus einen Raum, einen großen Ensembleproberaum, die „Wache“ in der Eberswalder Straße, einer alten Polizeiwache, wo Ensembles proben können, der kostenfrei nutzbar ist für Ensembles, der aber auch völlig überbucht ist, weil es eben soviel Nachfrage für so etwas gibt. Und wir kommen ... also, solche Räume bräuchte es auf jeden Fall mehr, überhaupt Üben ist einfach für professionelle Musikerinnen und Musiker das, was sie jeden Tag machen müssen. Da muss man schauen, dass das irgendwie möglich ist. Ich glaube tatsächlich auch, dass es zu staatlichen Aufgaben dazugehört, dass sie so etwas mitbedenken, mitfördern. Es gibt vom Berliner Senat das Bestandsoptimierungsprogramm, wo sie die Proberäume, die schon existieren in privatwirtschaftlichen Betrieben, bezuschussen, so, dass die Mieten tragbar sind für Künstlerinnen und Künstler. Und ich glaube, das ist, zum Beispiel, ein sehr, sehr wichtiges Programm. Da gibt es ... meistens sind es ungefähr zehn oder zwölf Räume, die pro Jahr bezuschusst werden. Das sind nicht so viele. Das - zum Beispiel - ist ... wäre etwas, wo wir später über Lösungen reden können, wo man überlegen könnte, wäre so etwas nicht auszuweiten, einfach weil es für viele Ensembles, die überhaupt keine Förderung

haben ... die meisten Ensembles oder Musikerinnen, Musiker, Künstlerinnen und Künstler aus der Freien Szene haben keinerlei Förderung, die können sich auch nicht leisten, irgendwelche Ensembleproberäume für viel Geld anzumieten. Für die sind solche Probräume, die bezuschusst sind oder sogar frei sind, extrem wichtig für ihre Arbeit.

H. Dunger-Löper: Ja, vielen Dank. Frau Hertling, Sie sind, wie ich dem Internet entnommen habe, ja als Grande-Dame der etablierten deutschen Off-Kultur vorgestellt worden. Sie haben sehr viel schon im Bereich der Off-Kultur gemacht, aber vor allen Dingen, stehen Sie jetzt sozusagen auch für ganz viele und vielleicht nicht nur für die professionellen Künstler, sondern auch darüber hinaus, die Mischung aus professionellen und Amateurl Künstlern, als Vizepräsidentin der Akademie der Künste. Wie stellt sich Ihnen die Situation dar?

N. Hertling: Kleine Korrektur. Nach neun Jahren bin ich nicht mehr Vizepräsidentin, sondern ich bin die Direktorin der Sektion Darstellende Kunst. Das reicht so dann. Ja, die Akademie der Künste ist ja eine Einrichtung - seit einigen Jahren - des Bundes, aber wir sind ja in Berlin und natürlich mit der Berliner Kulturszene sehr eng verbunden. Wir haben zwei Gebäude - Pariser Platz und im Hansaviertel - und wir kennen dieses Problem - einmal wirklich aus der alltäglichen Praxis, weil die Vorstellung, dass es zwei große Häuser gibt, in denen doch sicher Raum sein müsste, ist in der Stadt sehr weit verbreitet, aber leider - ich komme auf ein sehr spezielles Problem, das sicher viele angeht. Es ist nicht nur so, dass man einen Raum frei haben muss, sondern die Bedingungen, die in den Häusern gestellt werden - Sicherheit, Aufsicht, Betreuung durch Personal - die sind so extrem schwierig, dass wir häufiger einfach gar nicht mehr sagen können: *„Okay, hier ist ein freier Raum, aber Ihr müsstet den Techniker bezahlen oder den Hausmeister bezahlen, oder es gibt keine Möglichkeit, Eure Instrumente hier einzuschließen.“* Also, die Hausbedingungen erschweren sehr oft auch noch einmal die Möglichkeit, einen Raum zur Verfügung zu stellen und machen das eigentlich - im Fall der Akademie - fast unmöglich, mit Amateuren oder auch mit nicht geförderten Profis überhaupt zu arbeiten, weil das ist sowohl so bei Gruppen, die zum Land gehören, wie auch zum Bund. Diese Summen, die da notwendig sind, müssen von den Häusern ... also, wenn wir die Techniker, die Aufsicht bezahlen, ist das aus dem Budget - in dem Fall - der Akademie, ist aber bei allen anderen auch so, aber unser Finanzierer - in dem Fall der Bund - ist aber beim Land genauso - verlangt natürlich Einnahmen und die Einnahmen, die uns entgehen und die Ausgaben, die dadurch entstehen, dass man das überhaupt ermöglicht, machen es für viele Häuser fast untragbar. Ich war ja viele Jahre im Hebbel-Theater. Da war es ein fast unlösbares Problem, wie wir die finanzielle Ebene der Ausfälle von Einnahmen und der Ausgaben für Dinge, die nicht direkt zum Hebbel-Theater gehören ... also, darauf wollte ich nur noch einmal aufmerksam machen, weil das eine zusätzliche Erschwerung ist im Zusammenhang mit Raumfindung. Im Übrigen haben wir mal versucht, aber da kommen wir vielleicht nachher noch einmal darauf ... diese Idee der Zwischenlösungen, das haben wir auch als Institution mal versucht, ein bisschen auszuprobieren, dass man private Nutzer, aber auch öffentliche Nutzer, die für eine Weile leer stehen, weil Nutzung sich ändert, Abriss, Veränderung, dass die Politik oder eine Institution sagt: *„Okay, wir zahlen keine Mieten, aber wir zahlen den Betrieb für eine Weile, wenn Ihr Künstler in diesen Räumen arbeiten lasst, bis Ihr soweit seid, dass ein Baubeginn oder Abrissbeginn, oder was auch immer einsetzt.“* Und diese Zwischenlösung ist eigentlich etwas, das sehr effektiv sein könnte, wenn das auch vielleicht politisch, finanziell und sicherheitsmäßig unterstützt würde. Nur noch mal, um diese Idee auch ins Gespräch zu bringen, damit haben wir als Institution uns auch immer wieder abgegeben.

H. Dunger-Löper: Ja, vielen Dank. Frau Baumann, Sie sind jetzt Rektorin der Kunsthochschule Berlin Weissensee, haben aber im Berliner Kulturbetrieb schon vielfältige Erfahrungen und sind - sozusagen - prädestiniert - doch durch eine Besonderheit noch - Sie sind Mitbegründerin der Berliner „Initiative Stadt Neudenken“, die eine Neuausrichtung der Berliner Liegenschaftspolitik gefordert hat und auch noch weiterarbeitet - und insofern kommen hier - sozusagen - zwei Dinge zueinander, die Sie besonders prädestiniert machen, diese Situation einzuschätzen.

L. Baumann: Komischerweise hatte ich am Wochenende gerade ein Papier auf den Tisch bekommen beim Aufräumen - „StEP Kulturelle Entwicklung 1995“, wo schon genau die gleichen Probleme thematisiert wurden, dass viele Räume bedroht

sind durch Mietsteigerungen, keine gesicherten Mietverträge existieren, und so weiter. Und wir hatten ja dann, als wir die Initiative gegründet haben, eine noch viel dramatischere Situation, weil es kaum noch freie Räume gab und ganz viel verkauft worden ist zu dem Zeitpunkt, was theoretisch und auch praktisch für kulturelle Räume hätte genutzt werden können. Wir haben sie ja nicht nur gefordert, sondern wir haben ja auch tatsächlich die Änderung der Liegenschaftspolitik bewirkt. Insofern war es, glaube ich, ein dringend notwendiger Schritt, vielleicht hätte man es schon zehn Jahre vorher machen müssen, aber man sieht ja nicht immer die Entwicklung so dramatisch voraus. Auf jeden Fall ist es jetzt ja möglich, dass Räume geklastert werden, bevor sie überhaupt verkauft oder überhaupt in den Verkauf gehen. Es wird überlegt, was der Gemeinnutz sein kann, es wird nicht mehr nach dem Meistbieterverfahren verhökert, sage ich jetzt mal, sondern es wird tatsächlich überlegt, nach welchem Konzept könnte auch eine Vergabe stattfinden - und das sind schon relative Verbesserungen im Gegensatz zu was es vorher gegeben hat. Das Problem ist bloß, dass wir bis dahin ja fast alles wirklich verkauft haben, meist bietend. Meist bietend, sage ich jetzt mal, wenn wir das heute - nach dem heutigen Marktwert - berechnen würden, dann haben wir, also, halb Berlin verschenkt. Das ist wirklich ein Riesenproblem, in dem wir im Moment stecken. Wir sehen, dass die Galerien schließen, irgendjemand hat gesagt, hundert Galerien haben in den letzten zwei, drei Jahren geschlossen. Die Ateliers müssen aufgegeben werden, weil die Mieterhöhungen im Gewerbebereich nicht mehr geschafft werden von den Künstlerinnen und Künstlern. Das sind alles Dinge, die die Situation dramatisch verschärfen und übrigens - da gibt es ja gar keinen Unterschied mehr zwischen Professionellen und Amateuren, weil die Professionellen haben ja auch totale Probleme, ihre Miete zusammenzukriegen. Das klingt ja immer so schön, als ob sie regelmäßig Geld verdienen würden, aber unsere freien Künstler, die sind ja wirklich auch im professionellen Bereich auf einem Existenzniveau, was wirklich dramatisch ist, dramatisch niedrig und ich finde immer, so etwas wie eine allgemeine Grundsicherung oder Grundeinkommen könnte erst einmal viele Fliegen mit einer Klappe schlagen. Das wäre sicher gut, aber, was die Räume angeht, müssen wir dann - wir haben ja noch ein paar Runden - noch einmal Extra-Ideen entwickeln.

H. Dunger-Löper: Ja, vielen Dank. Ja, dann komme ich zu Herrn Strachwitz. Herr Strachwitz, Sie sind Politikwissenschaftler und Historiker und haben sich vor allem mit dem Thema Zivilgesellschaft und Stiftungen beschäftigt und aber auch viel nachgedacht und geschrieben über den Kulturbereich und deswegen, denke ich, ist es interessant, Ihre Meinung und Ihre Beobachtung über die Berliner Situation zu hören.

R. Graf Strachwitz: Ja, vielen Dank. Sie haben es gerade schon gesagt, ich komme nicht unmittelbar aus dem Kulturbereich und vertrete deswegen auch einen bisschen anderen Standpunkt, kann vielleicht dazu ein wenig etwas sagen, warum das Thema so wichtig ist. Wir haben selber in vielen Untersuchungen immer wieder festgestellt - und es gibt viele, viele andere Untersuchungen, dass Kunst, Kultur und - innerhalb der Kunst und Kultur - die Musik in ganz besonderem Maße - zu Gemeinschaftsbildung beiträgt. Ja, wir leben in einer Gesellschaft, in der traditionelle Milieus sich aufgelöst haben, schon lange, in der traditionelle Gemeinschaften schon nicht mehr so anziehend wirken, wie sie das vielleicht noch vor einer Generation getan haben und in der schon gar nicht die Gemeinschaften, in die man hineingeboren wird, also, Familie - aber eben auch politische Gemeinden - irgendeine Form von Gemeinschaftsbildung bewirken können. Also, man muss schon in einer sehr kleinen Gemeinde auf dem Lande wohnen, um - sozusagen - in dieser Gemeinde Gemeinschaft zu erleben. In Berlin tut man das ganz sicher nicht. Das heißt, Gemeinschaften, in die man freiwillig hineingeht - und hier spreche ich jetzt natürlich vor allem für die Laienmusik und die Amateure - die Gemeinschaften, in die man freiwillig hineingeht, sind der „soziale Kitt“ überhaupt. Und wir wissen, dass gemeinsam Musik zu machen, mit die größte gemeinschaftsbildende Wirkung überhaupt hat. Das heißt, auf der Ebene von sozialer Entwicklung, sozialem Wandel, gesellschaftlicher Weiterentwicklung, spielt dieser Aspekt eine wirklich herausragende Rolle. Wenn es keine Gemeinschaften mehr gibt, wenn sich niemand mehr mit anderen verbindet, dann zerfasert die Gesellschaft, dann bricht sie auseinander und das führt, also, zu sozialem Unfrieden in einem unvorstellbar hohen Ausmaß - und deswegen ist es wirklich unumgänglich, dass wir diesem Aspekt ganz hohe Priorität einräumen. Das müssen wir auch nicht gewaltsam erzwingen, denn es gibt - Sie haben die Zahlen vorher genannt - es gibt ganz viele Menschen, die freiwillig in solche

Gemeinschaften hineingehen. Laienchöre, Laienorchester, Laienbands erfreuen sich ganz großer Beliebtheit und die müssen wir auch nicht organisieren. Die organisieren sich schon selber. Zivilgesellschaft ist etwas Selbstermächtigtes, Selbstorganisiertes, aber ein bisschen fördern, ein bisschen unterstützen, ihnen eine öffentliche Priorität einräumen, das ist entscheidend und in einer Großstadt, in einer Metropole wie Berlin in ganz besonderem Maße und das möchte ich gerne hier – sozusagen – in die Diskussion einbringen. Es ist eben nicht nur, weil Musik schön ist oder weil wir uns daran erfreuen können oder was auch immer, sondern es ist wirklich ein zentrales, gesellschaftspolitisches Thema, über das wir hier sprechen.

H. Dunger-Löper: Vielen Dank. Herr Professor Beckmann, Sie sind Stadtplaner und Sie waren ganz lange hier der Institutsleiter des Deutschen Instituts für Urbanistik, aber sind auch immer noch sehr intensiv mit den Themen, vor allen Dingen, der kommunalen Infrastrukturplanung beschäftigt und von daher ... wir sind ja jetzt – sozusagen – schon am Übergang zu den Lösungen der sehr – sagen wir doch mal – unbefriedigenden Situation. Stellt sich natürlich die Frage, aus Ihrer Sicht: Wo geht es eigentlich hier hin? Haben wir eine Situation, in der in hinreichendem Maße vorausgedacht wird und dann auch eben die kommunale Infrastrukturplanung den Aspekt von Kunst und Kultur berücksichtigt, oder müssen wir da noch kräftig nachlegen?

Prof. Dr. K. Beckmann: Ich glaube, wir müssen da kräftig nachlegen, weil viele der notwendigen Aktivitäten sind nicht perspektivisch angelegt. Berlin ist eigentlich ein gutes Beispiel dafür, dass das nicht so war. Berlin hat eben nach der Wiedervereinigung relativ viel Flächen, relativ viel Räumlichkeiten gehabt, wo öffentliche, wie auch private Eigentümer durchaus interessiert daran waren, Zwischennutzungen zu ermöglichen – und das war – unter anderem – die Kulturszene ... nur die Situation haben wir heute nicht mehr, wir haben eine Verengung des Marktes, eine große Engpasssituation, sowohl im öffentlichen, wie auch – insbesondere – im privaten Bereich und das ist nicht vorgedacht worden, dass wir da mehr Flächen und Standorte gebrauchen. Und wenn man das dann mal vor dem Hintergrund sieht, was wir an Aufgaben derzeit haben – Sie haben es ja vorhin angesprochen – Berlin hat die Aufgabe, eine Reihe von Wohngebieten zu entwickeln für – je nachdem, wie man rechnet, dreißig-, fünfzig-, siebzigtausend Einwohner, das sind ja Lebenszusammenhänge, wie Herr von Strachwitz ja vorhin gesagt hat, wo Menschen sich darauf einlassen – und auf Quartiere, auf Wohngebiete sich einzulassen, das ist eben nicht nur die Lebensmittelversorgung und vielleicht der Arzt, sondern das sind genau Flächen, Standorte, wo kulturelle, auch soziale Aktivitäten, stattfinden können und ich glaube, das ist das, was man stärker einbeziehen muss und im Grundsatz hat so eine Stadt wie Berlin, wie auch andere Städte, da schon Möglichkeiten. Wir haben ja das Instrument – ich nehme nur mal eines heraus – der sozialgerechten Bodenordnung – da reden wir, dass diejenigen, die investieren, nachher in die Wohnungen, erstens mietdämpfend agieren – die Hoffnung haben wir jedenfalls – das Zweite ist, dass wir darüber reden, dass sie Infrastruktur, technische Infrastruktur ... da denken alle ganz schnell dran – an Verkehr – aber auch soziale Infrastruktur wie Schulen, herstellen. Und da wäre natürlich die Frage – und ich würde es als einen Lösungsansatz sehen, dass man dort sagt – auch wenn ich soziale Infrastruktur, Kindergärten, Schulen, möglicherweise Alteneinrichtungen, baue, vorbereite, dass ich dort Optionen schaffe an Flächen, wo dann, zum Beispiel, musische Aktivitäten, gestalterische Aktivitäten, auch stattfinden können und das ist eben häufig nicht so mitgedacht, wie man sich das eigentlich wünscht. Das passiert derzeit am ehesten dort, wo wir schlechte Bestandssituationen haben, was, also, so unter Städtebauförderung – Sie kennen das ja aus Ihrer Senatstätigkeit – bezeichnet wird. Dort passiert im Bereich – zum Beispiel – soziale Stadt, wo große, häufig soziale, bildungspolitische Aufgaben sind, am ehesten etwas. Dass man sagt, da gebrauchen wir Räumlichkeiten, die dann zum einen Menschen zusammenführen, damit sie sich überhaupt artikulieren können, aber eben auch, dass sie letztlich gestalterisch, dass sie musisch aktiv werden können.

H. Dunger-Löper: Ja, vielen Dank. Jetzt komme ich zu Herrn Heller, der auch in vielfältiger Form mit dem Thema – sozusagen – schon verwoben ist. Sie waren ursprünglich mal Bandleiter und kommen aus der Musik und dann hier aber auch Leiter der Kulturabteilung des Berliner Senats und haben, also, einen wunderbaren Überblick über das, was in Berlin

gewachsen ist und sind aber schon seit etlichen Jahren jetzt schon Vorstand und Managementdirektor der Stiftung Zentral- und Landesbibliothek, die in diesem Jahr ja auch zur Bibliothek des Jahres gekürt worden ist, weil sie ein so gutes und umfangliches - und ich glaube, nicht nur auf Bücher beschränktes - Angebot, macht. Wie stellt sich die Situation für Sie dar, Herr Heller?

V. Heller: Ja, also, Bibliotheken beschäftigen sich intensiv mit Raumfragen, auch weil wir uns von unserer Ausrichtung her, unserer Programmarbeit, ja, man könnte schon sagen, fast neu erfinden, nicht nur in Deutschland, es ist eine europa- oder weltweite Bewegung, dass öffentliche Bibliotheken sich eben nicht mehr nur verstehen als ein Ort, an dem man Zugang zu Medien hat, sondern ein Ort, an dem - erstens - Wissen getauscht wird und Wissenstausch passiert, in gebildeten Gesellschaften nicht mehr nur über das gedruckte Wort, sondern sehr stark über die Begegnung von Menschen, über den Austausch - also, wir bieten uns als Bibliotheken an, als Orte, an denen Menschen ihre Leidenschaften, ihre Kenntnisse, ihre Interessen, ihr Know-How miteinander tauschen können, durch Workshops, durch Lectures, einfach Treffen und ähnliches. Die Bibliothek ist ein Arbeitsraum, verstärkt, also, wir werden überrannt, wenn es um Arbeitsplätze geht, Leseplätze und - darüber hinaus - entwickeln sich Bibliotheken sehr stark als eine Plattform für Gemeinwesenaktivitäten - das heißt für sogenannte Communities, also, Gruppen aus der Stadtgesellschaft heraus, die Platz brauchen, um ihre Anliegen gemeinsam miteinander zu entwickeln, zu diskutieren und weiterzubringen und dafür einen Ort brauchen, an dem sie einen Raum haben, der ihnen das ermöglicht, aber auch immer wieder rekurrieren können ... auch Wissenszugänge, die wir ihnen zu den Themen, die da gerade behandelt werden, zur Verfügung stellen. Und dadurch unterscheiden wir uns, ein Stück weit eben, von anderen Räumen, an denen man sich auch treffen und austauschen kann, aber eben diesen Zugriff auf Wissenszugänge, die man auch nicht ohne so Weiteres sofort mal eben über Googlen kriegen kann, sondern, die dann schon auch ein bisschen vertiefter sind und letztlich glauben wir, dass die Bibliotheken in unserer Gesellschaft ganz wesentliche Funktionen zukünftig einnehmen werden, wenn es um demokratische Diskurse geht. Das hängt damit zusammen, dass wir eine enorm hohe Frequenz aus der Stadtbevölkerung heraus haben. Sie haben es vorhin gesagt, wir haben in den öffentlichen Bibliotheken in Berlin über neuneinhalb Millionen Besucher pro Jahr und das quer durch alle Millieus. Also, Sie haben keine andere öffentliche Einrichtung in Berlin, die so eine Reichweite in die Stadtgesellschaft hinein findet. Und das zu nutzen als einen Ort, der ja von sich aus eher ein bisschen behäbiger ist, ein bisschen ruhiger, nicht so hoch emotionalisiert, ein bisschen befriedeter, respektvoller in der Atmosphäre und im Umgang miteinander, einen solchen Ort zu haben, an dem man auch Diskurse führen kann zu den Themen, die die Stadt bewegt - und das Ganze noch besonders sachorientiert, weil wir eben diesen Faktenzugriff haben - wird eine wesentliche Aufgabe für uns und das sind alles Anforderungen an Raum, der sich komplett unterscheidet von dem, was die meisten von uns als traditionelles Bibliotheksbild haben. Ja, also diese Wissenskathedralen, vollgestopft mit den Regalen und die Lesesäle, in denen kein Wort gesprochen werden darf und sonst steht gleich die Bibliothekarin da und macht „Psst“. Das gibt es heute schon fast nicht mehr so bei uns und führt aber zu Konflikten, ja, zu Laut-Leise-Konflikten und bedeutet, dass wir also Raum anders strukturieren müssen, sowohl, was die Nutzung angeht, aber auch, was Stellfläche für Medien angeht. Es muss alles viel flexibler sein und sehr schnell variabel angepasst werden an die Bedürfnisse unserer Nutzer und Nutzerinnen. Insofern ist, also, die Qualität von Raum eine ganz große Diskussion im Moment in der Bibliothekslandschaft und wir haben das Glück, dass die Berliner Koalition uns nach vielen, vielen - man müsste schon sagen, Jahrzehnten - zum ersten Mal mehrere Millionen Euro zur Verfügung gestellt hat, um an dieser Raumqualität zu arbeiten in Bibliotheken - sozusagen - in jedem Bezirk, mal modellhaft zu zeigen, wie kann man den Raum so entwickeln, dass diese Variabilität und diese verschiedenen Nutzungsfunktionen darin möglich sind. Das ist die eine Seite und die andere Seite ist, ob es denn per se überhaupt genug Raum dafür gibt. Da gibt es Kennzahlen von unterschiedlichen Verbänden, die dann fordern, pro tausend Einwohnern, so und so viel Quadratmeter an Fläche. Da merkt man dann, Berlin ist weit abgeschlagen. Da sind wir wahrscheinlich nicht alleine mit dem Bereich und gleichzeitig sind wir eine wachsende Stadt und die Frage, wie plant man in der wachsenden Stadt Gemeinwesenflächen, die - und das eben nicht nur im Sportbereich, aber die es da natürlich genauso gibt -

Gemeinwesenflächen, die nicht kommerziell, zur öffentlichen Begegnung und zum gemeinsamen Arbeiten zur Verfügung stehen und egal jetzt, ob das Wissensarbeit oder kulturelle Arbeit ist oder so, sind also zentrale Orte, die unsere Gesellschaft mit ausmachen und das in alle Stadtplanungsaktionen mit aufzunehmen, ist von enormer Wichtigkeit.

H. Dunger-Löper: Ja, vielen Dank. Ich denke, wir haben jetzt schon eine ganze Menge Anregungen darüber bekommen, was gemacht werden müsste. Eine Bestandsaufnahme fällt da eher negativ aus, aber wir haben ja auch - sozusagen - jetzt in der Politik - erste Schritte gesehen, in den Haushaltsberatungen, die jetzt hier stattgefunden haben. Da ist die Idee eines Projektes aus der Freien Szene „PROSA“ - sozusagen - umgewandelt worden in eine GmbH, die eben Räume organisieren soll für den Bereich der Freien Szene und ich glaube, das ist ein erster, guter Schritt. Aber wir müssen noch ein bisschen weitergehen und deswegen noch mal meine Frage, die ich schon mal einleitend angerissen habe: Was können wir machen, müssen wir den „StEP Kultur“ ... da haben wir schon, sagen wir mal, nicht ganz so durchgreifende Erfahrungen damit gemacht. Wir haben schon einmal einen hier gehabt, der hieß zwar dann, glaube ich, „Kreativwirtschaft“ oder so etwas, aber die Frage ist, ist das ein Instrument, müssen wir einen Kulturentwicklungsplan haben, müssen wir sagen - „*Okay, wir haben Kennzahlen und wir brauchen tatsächlich ein Kulturfördergesetz, mit dem wir sagen, so und so viel muss tatsächlich erfüllt werden.*“ - und können wir auf diesem Wege etwas befördern, zum Beispiel durch einen runden Tisch, so wie er an verschiedenen Stellen jetzt schon angefangen hat, zu arbeiten. Wer möchte?

N. Hertling: (Anm.: *meldet sich zu Wort.*) Ich komme einfach noch einmal kurz auf das vorherige Gespräch zurück. Was ich vergessen habe, zu sagen: Was ja auch ein Hemmnis ist bei der Vergabe von Räumen, dass die unterschiedlichen Kunstformen, wenn wir nicht nur von Musik sprechen, sehr unterschiedliche Bedingungen haben. Sie sprechen von der großartigen Wirkung von Musik in der Gesellschaft, ich sage mal, ich vertrete hier ein bisschen auch den Tanz in all seinen Formen. Der Tanz braucht ganz andere Raumangebote als die Musik, ein bildender Künstler wiederum ... das macht noch mal die Flexibilität der Vergabe sehr schwierig und kommt noch mal zu anderen Forderungen. Deswegen komme ich hier noch mal darauf ... im Grunde genommen, muss es auch spezifische Entwicklungsformen von Räumen geben für die unterschiedlichen Kunstformen, denn sonst macht man das eigentlich eher schwieriger als dass man das erleichtert und ich glaube, das gehört zu den Forderungen, obwohl ich dann auch noch mal zu dem Plan der Freien Szene „PROSA“ sagen möchte, ich finde die Idee, dass man alle Kunstsparten zusammenfügt, um gemeinsam zu überlegen, wie die Raumsituation insgesamt verbessert werden kann, welche Forderungen man an die Politik wirklich stellen muss ... das finde ich eine sehr gute Grundlage, dass nicht jede Kunstform einzeln dann zur Politik geht und sagt - „*Wir brauchen dies*“ - sondern dass man einen gesamten Plan versucht aufzustellen mit allen Fragen, die dann da dranhängen - wer entscheidet, wer welchen Raum kriegt, die Vergabeordnung, die Instandhaltung der Räume ... das sind ja alles Fragen, die man mitdenken muss. Deswegen finde ich diese Grundidee einer gemeinsamen Organisationsstruktur, die sich darum kümmert, eigentlich sehr positiv und würde diese Forderung sehr gerne sehr massiv unterstützen.

H. Dunger-Löper: Herr Beckmann, und dann Frau Baumann, bitte ...

Prof. Dr. K. Beckmann: Ich würde das auch unterstützen, weil das einfach die Möglichkeit gibt, auch verschiedene Vorgehensweisen, Optionen, auch ein bisschen auszuprobieren und zu sagen - „*Wo trägt was, wie trägt es?*“ - und dabei erscheint mir das, was Sie zuletzt gesagt haben, auch sehr wichtig. Man muss aufpassen, dass man nicht bei den Gemeinwesenbereichen oder bei Daseinsvorsorgebereichen Konkurrenzen entstehen lässt, die dann zu sektoralem Denken und Andere-Ausschließen führt. Aber zu Ihrer Frage - „*Brauchen wir einen „StEP Kultur“*“ - wie auch immer profiliert? Ich würde sagen, langfristig - ja - aber ich habe in Berlin ein bisschen die Angst, dass jemand, der auch in anderen deutschen Städten, relativ arbeitet ... dass das auf so einer Metaebene hängenbleibt und dann nicht runtergebrochen wird. Dennoch bleibe ich bei dem „*Ja*“, dass man so einen Stadtentwicklungsplan Kultur, gerade flächenbezogen, einrichtungsbezogen und für alle Sparten, eigentlich benötigt. Nur, das darf nicht dazu führen, dass man nicht dort, wo man handeln kann, nicht auch beginnt, zu handeln und da bleibe ich bei meinem Beispiel. Da, wo neue Wohngebiete sind ... die Menschen, Politiker,

Fachleute in den Bezirken wissen eigentlich relativ gut Bescheid, wo besondere Defizite sind und dann kann man natürlich versuchen, in den Quartieren, sei es durch öffentliche Investitionen oder eben halt gerade, wenn ich es in die sozial gerechte Bodenordnung mit reinpacke, letztlich auch finanziert durch die privaten Träger, mit einzubringen und zu sagen: „Da gehen wir erste Schritte.“ Dass das vielleicht nachher, an einzelnen Stellen, mit einem Gesamtkonzept mal kollidiert, das würde ich gerne hinnehmen, um eben auch anzufangen und nicht zu sagen: „Jetzt warten wir mal.“ Meine Berliner „Zeitperspektiven“, die ich hier so gelernt habe - zwanzig Jahre bis der „StEP“ fertig ist und dann fangen wir an, umzusetzen. Das wäre für die Problemsituation, für die Aufgabenstellung, fatal und deswegen beide Schritte gehen! „StEP“ und von unten, da, wo es Optionen gibt, das ja kann eben auch irgendwo ein Flächen-Anmieten sein oder im Liegenschaftsfonds mit Flächen anders umgehen.

H. Dunger-Löper: Frau Baumann, Sie hatten ...

L. Baumann: Ich habe oft darüber nachgedacht, was die Attraktivität von Berlin ausmacht und diese berühmte „Berliner Mischung“, also, die Mischung von Kultur, Gewerbe und Wohnen. Das hat ja ganz große Stadtteile wirklich bis heute in ihrer Attraktivität sehr gesteigert. Was wir aber im Moment in der Stadtplanung und in der Stadtentwicklung sehen, ist, dass die Städte in Riesenarealen immer mehr homogenisiert werden. Das heißt, wir haben entweder nur noch Einkaufen, oder nur noch Wohnen und das finde ich, ist generell für eine Stadtentwicklung und auch - ich sage mal - für ein demokratisches Gefüge, Miteinander, und so weiter - extrem gefährlich. Von daher wäre ich viel radikaler, also „StEP Kultur“, das dauert mir alles viel zu lange. Eigentlich müsste man sagen, jeder, der baut, muss nicht nur sozial verträglichen Wohnraum zur Verfügung stellen, sondern muss gleichzeitig auch Kulturräume denken. Warum können wir nicht solche Vorgaben machen, dass es überhaupt gar nicht erst möglich ist, homogene Stadtteile zu realisieren? Also, warum macht man das nicht wie vor hundert, hundertfünfzig Jahren in Berlin auch, wo jeder gerne oben noch sein Atelier zur Verfügung gestellt hat, dass ... der Dachausbau war dann - sozusagen - das Atelier. Das müssten wir eben, im Grunde genommen, generell für die Stadt wieder einführen, und was ich finde, was man sofort abschaffen kann, ist, dass öffentlich - von meinen Steuergeldern - geförderte Räume, wie Rathäuser, sonstige Hallen, et cetera, dass die noch Miete nehmen von gemeinnützigen Einrichtungen. Ich finde, das kann man sofort abschaffen!

Prof. Dr. K. Beckmann: Oder auch nur monofunktional genutzt werden!

L. Baumann: Genau! Ja, und monofunktional, also, ich finde, wir müssen auch wirklich in einer Richtung von flexibler Nutzung denken, weil Tanz und Musik kann man eigentlich kaum noch auseinanderhalten, Tanz und Theater, Theater und Musik, also, wir haben noch ganz viele Bereiche, wo die Grenzen mittlerweile so überlappend sind, dass es doch eigentlich total Spaß machen würde, dem auch mit Räumen eine extreme Förderung noch mal zu geben für die Zukunft.

H. Dunger-Löper: Ja, bevor ich Frau Bohle jetzt das Wort gebe, werde ich gleich dann auch danach das Publikum fragen. Wenn Sie also sich schon etwas überlegt haben, was Sie hier einbringen wollen, melden Sie sich bitte dann. Frau Bohle ...

B. Bohle: Also, vielen Dank für alles, was jetzt hier schon eingebracht wurde. Ich finde es sehr wichtig und sehr interessant, weil tatsächlich ja gerade den KünstlerInnen der Gentrifizierungsvorwurf gemacht wird und ich - also, ich finde, gerade diese Solidarität unter den verschiedenen Gruppen, also, dass man nicht sagt, die sozialen Gruppen müssen zuerst berücksichtigt werden und dann die Künstler, sondern, dass man einfach schaut, dass diese „Berliner Mischung“ tatsächlich einfach das auch ist, was Berlin ausmacht und einfach auch das, was Quartiere und Städte lebenswert macht und dass man darüber nachdenkt, dass alle zum Zuge kommen und alle irgendwie berücksichtigt werden mit ihren Bedürfnissen. Das finde ich extrem wichtig, und das war auch ... also, die Koalition der Freien Szene hat dieses Jahr eine Raumkampagne gemacht, wo ganz verschiedene Initiativen eingeladen wurden, auch soziale Initiativen, weil dieser Schulterschluss und dieser Wissenstransfer extrem wichtig ist. Also, einerseits die Solidarität, wollte ich noch einmal hervorheben, andererseits glaube ich tatsächlich, das, was Nele Hertling schon gesagt hat, dass die spezifischen Bedarfe,

also, nicht nur der KünstlerInnen, sondern aller Gruppen, sehr, sehr gut erhoben werden müssen, weil natürlich gibt es zwischen den Künsten sehr, sehr viel Austausch, aber gleichzeitig ist ein Musikraum ... der braucht eben Schallschutz und ein Tanzraum braucht eben einen Tanzboden und so etwas kann man eben auch nicht einfach dann an jemand anders weitergeben. In dieser Weise müssen bestimmte Räume auch für bestimmte Nutzung zur Verfügung gestellt werden und natürlich kann man Querverbindungen suchen. Und deswegen ist es gut, wenn man zusammensitzt und darüber redet. Das machen wir in der Koalition der Freien Szene schon sehr lange und versuchen da eben ... also, wir haben große Hoffnung für das Arbeitsraumprogramm, das mit dem nächsten Haushalt verwirklicht wird, eben weil da eine solche Struktur angedacht ist, wo diese ganzen Wissensbestände zusammenkommen und wo die Expertise der Freien Szene, der Freien Kunstszene und die der Verwaltung und die der Politik, zusammenkommen sollen, um solche Räume zu schaffen, gerade in der wachsenden Chance ist es extrem wichtig. Aber eben genau das ist jetzt eine Sache, die für KünstlerInnen, vor allen Dingen, ist. Also, ich finde auch diesen Unterschied, dass man, also - der Titel dieser Veranstaltung ist „Räume für Kultur“ - und ... also, ich finde auch, den Unterschied zu machen zwischen Kunst und Kultur extrem wichtig. Also, weil nicht alle Kultur ist Kunst und dass man da auch schaut, dass alle zu ihrem Recht kommen in diesem Thema ... also, das muss man einfach alles berücksichtigen.

H. Dunger-Löper: Ich übergebe jetzt noch mal an Herrn Strachwitz und will aber noch ein Stichwort vorher hereingeben - Berlin wird im Jahr 2021 die „Europäische Hauptstadt des freiwilligen Engagements“ sein und das ist ja, im Grunde genommen, auch etwas, was ausgefüllt werden muss und da bin ich gespannt, wie sich das räumlich auch niederschlägt. Herr von Strachwitz ...

R. Graf Strachwitz: Zumindestens wird dieses Jahr ein Anlass sein, verstärkt über diese Themen nachzudenken und auch zu reden. Sie haben natürlich völlig recht, wenn Sie sagen, wir dürfen nicht einfach nur darüber reden, sondern wir müssen auch überlegen, was tun wir nun, aber es ist für das, was wir hier tun, eminent wichtig, dass wir immer und immer wieder darüber auch reden, weil wir müssen Bewusstsein dafür schaffen und das geht über kontinuierliches und immer wieder Diskutieren immer noch am besten, das kann man ja nicht verordnen. Ich will noch mal eine ganz andere Vokabel einführen und das ist eine scheußliche Vokabel, die heißt „Freizeitbeschäftigung“ - und natürlich spreche ich hier im Wesentlichen auch wieder von der Laienmusik, wobei die Grenzen da doch sehr fließend und zunehmend fließend sind und die wird oft in der öffentlichen Debatte abgetan als „Freizeitbeschäftigung“, die also nicht nur keiner weiteren Förderung bedarf, sondern die gar nicht mal gefördert werden dürfte, weil das ja - sozusagen - das Privatvergnügen jedes Einzelnen ist und da wird eine ganz seltsame Perspektive damit eröffnet, nämlich, dass auf der einen Seite alles gefördert werden muss, was irgendwie effizient oder effektiv ist, und auf der anderen Seite, das, was - sozusagen - Lebensgestaltung ist, nur noch in diesen Privatbereich gehört. Das ist eine vollkommen verquere Sichtweise, die aus der Wirtschaft so übergeschwappt ist und die wir eigentlich ruhig mal wieder ad acta legen können. Das, was in der Nicht-Arbeitszeit geschieht, ist zum Teil, nicht nur für das eigene Leben, sondern auch für die Gesellschaft als Ganzes deutlich wichtiger, zentraler als das, was im Leben jedes Einzelnen nun mal so in der Arbeitswelt passiert und insofern ist es eine politische Aufgabe, diesem Bereich nicht mit so einer gewissen, herablassenden Sonntagsredenrhetorik zu begegnen, sondern ganz handfest mit Maßnahmen am Werktag, die heißen: „*Was können wir tun, um hier wirklich Grundlagen zu legen, um hier wirklich zu fördern?*“ Und Raumgestaltung ist ja nun wirklich noch kein Riesenförderprogramm, also, das ist ja wirklich eine kleine organisatorische Aufgabe, dass man dafür irgendetwas schafft, dass also die Räume nachher irgendwie wieder zugesperrt werden und so - auf Deutsch gesagt. Das kann ja nicht so schwierig sein. Es geht um die politische Priorität, die wir schaffen müssen und dann kann das auch funktionieren.

H. Dunger-Löper: Herr Heller, Sie hatten sich auch noch gemeldet ...

V. Heller: Ja, ich glaube, das ist eines der Hauptprobleme in Berlin, oder es ist eines der Haupthindernisse zur Lösung dieser Probleme, diese in Berlin ja sehr starke Versäulung von Politikbereichen und Bezirken ist - und jeder Bereich plant,

also, immer für sich und nutzt auch für sich. Wenn ich das Beispiel Schulverwaltung nehme, das ist eklatant - müsste man, also, glaube ich - gar nicht so groß weiter vertiefen, es betrifft aber auch andere Bereiche und es ist in Berlin wahnsinnig schwierig, so eine Querschnittsperspektive da reinzukriegen. Es gibt erste Ansätze dafür, es gibt in den Bezirken zur Zeit ein Planungsprogramm, das heißt „SIKo“ - heißt gerade ganz neu „S-I-I-P“, „SIIP“ jetzt - wo es darum geht, Infrastruktur zu planen, auf bezirklicher Ebene, auf sozialräumlicher Ebene, lebensraumorientierten Ebenen und da werden im Moment Kennzahlen abgefragt, so etwas wie - „Wie viel Quadratmeter Musikschulräume braucht man denn für so und so viel Einwohner und wie viel Bibliotheksfläche und, und, und ...“ - und versucht daraus so Anforderungen für wachsende Stadtbesetzung, für Quartiere, die sich in Veränderung befinden ... und auf der einen Seite muss man sehen, dass man in diese Prozesse reinkommt mit den entsprechenden Forderungen, dafür muss man sich gut organisieren und da glaube ich, ist so ein Zusammenschluss gut und gleichzeitig ist es dann aber eben auch so, dass unbeeindruckt von solchen Fragestellungen, eben einzelne Verwaltungen einfach ihr Ding durchziehen, wie am Beispiel Schule oder eben dann auch in den Nutzungen völlig unflexibel reagieren, eben wie viel Schulraum steht am Wochenende und abends leer. Oder ich mache mal ein ganz anderes Beispiel dafür - wie viel öffentliche Kantinen gibt es in Berlin, wo nach sechzehn Uhr nichts mehr drin passiert? Wie viel Laienchöre könnten sich da treffen und da proben, ohne dass dafür Extra-Miete genommen werden müsste? Und so weiter, also - und dann haben wir aber eben diese Versorgung - und dann heißt es aber - *„Da habe ich aber keinen Ausweis dafür, dass ich da rein darf ...“* - und dies uns das - also, alles Gründe, wo man denkt - ja, das stimmt. Also, man könnte es aber lösen und die Lösung wäre viel billiger als jedem seinen einzelnen Raum zu bauen.

N. Hertling: Darf ich dazu - einen Satz dazu ... ich komme wieder auf das Problem, das ich am Anfang angesprochen habe. Dann müssen Sie die Hausmeister haben, die die Schulen nicht mehr haben, Sie müssen jemand haben, der den Hausmeister bezahlt, der das Licht an und wieder aus macht und daran liegt auch ein ganz großes Problem in Berlin und das darf man einfach nicht vergessen.

V. Heller: Ja, und alles das ist im Zweifelsfall preiswerter als zu sagen - für jeden Bereich baue ich für neue Raumanforderungen einen neuen Betonbau da hin und heize und klimatisiere den und, und, und - und da brauche ich ja auch einen Hausmeister dann.

H. Dunger-Löper: Also, ich denke, das Thema Zwischenlösung, das sich hier ja andeutet, das müssen wir auf jeden Fall auch mit ins Visier nehmen. Wir haben schon mal vom Landesmusikrat mit dem Justizsenator gesprochen, der zeigte sich auch relativ offen angesichts all seiner Paläste, die ja auch in seinen Verwaltungsbereich fallen und die sicherlich auch für die unterschiedlichsten Nutzungen noch geeignet wären. Jetzt habe ich aber auch schon erste Wortmeldungen. Und zwar, Frau Dr. Dorothea Kolland, ehemalige Kulturamtsleiterin von Neukölln, die mit der Praxis auch sehr vertraut ist. Bitte ... Sie müssen auch ein Mikrofon bekommen!

Dr. D. Kolland: Meine dreißigjährige Erfahrung sagt mir, dass die Zurverfügungstellung, die Vorhaltung von Räumen, die entscheidende Kulturförderung ist auf einer Basisebene ... klar, bei den Philharmonikern muss man sich um andere Sachen kümmern. Aber das war wirklich das entscheidende Problem, was wir immer hatten, und ich habe da wirklich ganz üble und ganz traurige Sachen erlebt, wie durch Verwaltungsmaßnahmen und wie durch Nicht-Querdenken - es sind jetzt schon ein paar wichtige Schlagworte gefallen - einfach Räume unmöglich gemacht worden sind, die dagewesen wären. Schulräume ist das Erste, an das man denkt und es gab da viele Modelle auch, bei den Sportlern stellt sich es ähnlich dar ... viele Modelle, wo die auch überlegt haben, wie kann man das selber organisieren. Man kann auch den Bürgern manches zutrauen in Selbstorganisation, aber die Berliner Verwaltung ist dem nicht offen. Es ist wirklich eine ganz arge Sache und wenn wir da nicht an Verwalter denken und offener denken, dann wird sich das Problem nicht lösen lassen. Ich bin auf der anderen Seite wohl eine Verfechterin von Kulturentwicklungsplanung, weil ich denke, man muss sich die Sache schon mal gründlich anschauen, wobei ich nicht denke, dass es mit der Erhebung von Kennzahlen getan ist, sondern man muss wirklich die Bedarfe angucken - *„Was passiert wirklich vor Ort“* - und dann auch handeln, aber auch da bin ich eigentlich

nicht besonders optimistisch. Ich habe selber einige Fälle erlebt von Kulturentwicklungsplanung in meinem Bezirk, das Frauenviertel, jeder von Ihnen kennt es, wenn man nach Schönefeld fährt, da fährt man da vorbei. Das ist das Viertel, wo die Straßen nur nach Frauen heißen. Das war vor Tiergarten ... also, und da war ein wunderbarer Plan mit Kultureinrichtungen und sonst was alles - hinterher ist nichts davon gemacht worden, aber auch gar nichts, weil natürlich alles teurer wurde. Und wo wird gekürzt? Im Bereich Kultur. Bedauerlicherweise habe ich neulich ein langes Gespräch gehabt mit Architekten, die an dem Siemensstadt-Projekt beteiligt sind. Das ist meiner Meinung nach eines der spannendsten Zukunftsprojekte für Berlin und, also, einer, der an der Planung beteiligt ist - da spielt Kultur auch noch überhaupt keine Rolle. Es ist auch noch nicht als Größenordnung eingegeben in die Wettbewerbsstrategie und ich denke, da wäre so eine Sache, wo man modellhaft eingreifen könnte, modellhaft was machen. Für andere Sachen ist auch Geld da.

H. Dunger-Löper: Vielen Dank. Jetzt habe ich hier Frau Leick gesehen ... hier ist, hier vorne, die nächste Wortmeldung, dann dort drüben ... und da hinten.

Fr. Leick: Ja, ich wollte nur aus der Vergangenheit an ein paar Dinge erinnern. Wir haben jahrelang für den Sportbereich darum gekämpft, dass die Vereine Zugang zu Sporthallen kriegen, das ist heute selbstverständlich. Das war auch ein Kampf. Ist gut, dass wir dies als Präzedenzfall haben, da ist kein Hausmeister mehr notwendig, da gibt es einen zusätzlichen Schlüssel und ähnliches und gibt auch keine Schäden, von denen man so gefaselt hat und ähnliches. Und ich denke, wir haben eine ganze Menge Räume in Berlin. Erstens die Kulturämter, also, in denen Ausstellungen sind, haben abends in der Regel geschlossen. Jemand, der musiziert, zerstört keine Bilder oder ähnliches, da könnte man ... da sind Räume, die sind da, die sind geheizt, sowieso. Es gibt aber auch Möglichkeiten, da haben wir schon mal darum gekämpft ... da gab es Einwände, zum Beispiel, sage ich mal ... Weiterbau der U10, also Rathaus Steglitz Endstation, ist U9 und die sollte ja weitergehen bis Lankwitz und da ist ein ganzer Teil unter der Albrechtstraße bereits gebaut. Kann sein, dass da Lüftungsanlagen oder sonst was eingebaut werden müssen, aber das ist ein superschalldichter Raum für Jazz oder Rock 'n' Roll oder sonst was. Also, ich sage mal, wenn man das alles mal durchgeht, das gibt es ganz, ganz viele. Wir haben Warteräume auf den Bahnhöfen, das sind feste Gebäude, ja, ähnliches, also, ich will jetzt nicht alles aufzählen, aber wenn man sich ransetzt, man findet eine ganze Menge und ich finde, wir sollten vielleicht mal versuchen, eine ganze Menge zusammenzuschreiben ... dass wir einfach mit der Vielzahl der Gebäude oder der Möglichkeiten, die, die nicht denken wollen, erschlagen.

H. Dunger-Löper: Vielen Dank, Frau Leick. *(Anm.: geht auf eine weitere Wortmeldung aus dem Publikum ein.)* Sagen Sie bitte Ihren Namen.

J. De Marco: Guten Tag, mein Name ist Juri de Marco. Ich habe ein improvisierendes Sinfonieorchester hier in Berlin gegründet und bin der künstlerische Leiter davon und uns gibt es seit vier Jahren und es ist ein Grausen und ein Kämpfen. Wir proben meistens nicht in Berlin und fragen uns manchmal, warum sind wir eigentlich in Berlin? Genau, ich habe seit einiger Zeit angefangen, Hauskonzerte zu organisieren mit vielen Stegreif-Sinfonieorchestern und habe dadurch gemerkt, wie schön es ist und wie viele Menschen tatsächlich ihre Türen öffnen für Konzerte. Das hat mich total berührt und wir machen das gerade mehr und mehr und da entstehen quasi - wie so eine Art Freundschaften mit Musikern. Je mehr ich diesem Gespräch hier gerade auch zuhöre, dachte ich, wie schön es eigentlich wäre ... weil es ganz verschiedene Menschen in der Kultur gibt, oder auch Leute, die Hotels besitzen, Leute, die eine Firma besitzen, wo irgendwann nichts mehr los ist, Leute, die auf jeden Fall in ihrem privaten Bereich irgendwie Dinge haben, also - wie hier auch gerade einiges aufgezählt wurde. Und eigentlich dachte ich dann, eigentlich müsste man nur schöne Tandems kuratieren, wo man sagt, diese Schule kriegt Ensemble XY, da entsteht vielleicht eine Freundschaft, da entsteht vielleicht auch Education, da entsteht vielleicht eine Mitnahme, da entsteht irgendwie eine kleine Minifamilie, ja, und da könnten ganz viele Tandems entstehen, was irgendwie vielleicht auch inhaltlich total viel Sinn macht. Ein Freund von mir hat in Wien tatsächlich das „Music Traveler“, eine App noch, gegründet. Das ist eine ... auch ... ich weiß nicht, ob das jemand schon mal hier gehört hat. Da bucht man

sich über eine App ein privates Zimmer von irgendjemand, wo man auch beim Späti irgendwo noch schnell einen Schlüssel abholen kann. So etwas kann natürlich auch irgendwie noch viel, viel weiter gedacht werden, auch irgendwie auf die Stadt übertragen. Genau. Ich bin aber total dankbar, dass es erst mal Orte gibt, wo das Gespräch gesucht werden kann ... ich fände es, glaube ich nur cool, wenn wir alle, glaube ich, nicht nur diesen politisch-offiziellen Weg denken, sondern wirklich auch ins Machen kommen. Ich glaube, in ganz vielen Ansätzen kommt man auch ins Machen, ohne diesen langen Prozess der Politik immer ...

H. Dunger-Löper: Vielen Dank. Und da erst einmal noch eine Wortmeldung da drüben ... oder ... nehmen wir die ... Bitte! Sagen Sie auch, wer Sie sind?

T. Fydrich: Ja, mein Name ist Thomas Fydrich. Ich bin Amateursänger im Madiba Chor – das ist ein Chor, der sich trifft in der Nelson-Mandela-Schule und wie viele sicher wissen, ist „Madiba“ der Hausa-Name von Nelson Mandela und der Chor hat damals, vor sechs Jahren, als er sich gegründet hat, die Möglichkeit gehabt, den Schulraum dort zu nutzen und jetzt muss es aber ... ich habe hier den Eindruck, wir sind uns alle ziemlich einig und wir tragen eigentlich Eulen nach Athen oder Bären nach Berlin, je nachdem, wie man es sieht ... aber jetzt flattert der Schulleitung ein Schreiben aus der Senatsverwaltung auf den Tisch, wo sie uns zwingen müssten, Miete zu zahlen, die unser Budget mehr als verdoppeln würde pro Jahr – sechshundert Euro pro Monat, weil der Raum eben so groß ist. Pro angefangener Stunde, pro Quadratmeter den Betrag X. Ich sehe ein, der Hausmeister muss bezahlt werden, die Heizung mehr oder weniger, die läuft eh, aber wie jetzt mit der Tendenz, die ich hier höre, so etwas aus der Senatsverwaltung kommt, da kann einem die Hutschnur platzen.

H. Dunger-Löper: Gut ... da hatten wir ja schon den Hinweis von Frau Leick, dass das für den Sport geschafft worden ist, hier eine Freistellung von Kosten zu erreichen, allerdings durch ein Sportförderungsgesetz. Das heißt, wir müssen schon dieses auch anstreben, zu sagen, wir brauchen ein Kulturförderungsgesetz wie – zum Beispiel – in NRW oder wie das Sportförderungsgesetz hier in Berlin, um sicherzustellen, dass tatsächlich hier – sozusagen – Verwaltung auch nicht aus der Reihe tanzen kann. Aber hier war jetzt noch eine Wortmeldung. Habe ich das richtig gesehen? Bitte!

W. Heck: Werner Heck, Vorsitzender Ausschuss Kultur und Bildung in Friedrichshain-Kreuzberg und ich mache immer wieder die Erfahrung, dass wir durchaus ja manche Räume haben, die genutzt werden könnten, aber selbst wenn wir das von politischer Seite, der BVV, wirklich vehement unterstützen, wir die Antwort aus der Verwaltung kriegen: *„Das ist gegen die Landeshaushaltsordnung.“* Wir sind gezwungen, die Sachen nicht unter Wert zu lassen. Ich habe schon mehrere Initiativen, auch in der BVV, gestartet, und ich habe mich auch ans Abgeordnetenhaus gewandt. Es heißt immer: *„Das ist ein ganz dickes Brett, das dauert.“* Und während dieser Zeit sitzen die Truppen, also Theatertruppen, draußen auf der Straße – und ja, eine Initiative, die sich kritisch mit der Bibliothek auseinandersetzt, kriegt keine Räume in der Bibliothek, weil sie dafür zumindest so etwas wie Reinigung und so weiter zahlen müssten. Und es ist nicht möglich, also, das politisch zu beschließen. Die Antwort ist immer: *„Das geht nicht, da steht die Landeshaushaltsordnung im Weg.“*

H. Dunger-Löper: Ich wollte gerade sagen, die Landeshaushaltsordnung ist ja nun kein göttliches Gesetz, sondern etwas von Menschen Gemachtes, das ja auch angepasst werden kann und muss – an gesellschaftliche Entwicklungen und bei dem Druck, den wir hier haben, geht es aus meiner Sicht gar nicht anders, als dass man als ersten Schritt erst mal tatsächlich hier sagt: *„Es muss auch eine Freistellung geben, eben für den kulturellen Bereich.“* Das andere Thema können Sie vielleicht mit Herrn Heller direkt dann noch mal klären und dann werden wir mal weitersehen. Gibt es noch weitere? Ja, dort hinten gibt es noch eine Wortmeldung aus dem Publikum und dann würde ich denken, dass wir noch einmal eine kurze Runde hier oben machen. Dann sind wir schon mit unserer Zeit am Ende. Bitte!

Fr. Jäger: Guten Abend, Jäger ist mein Name, ich bin unter anderem Teil vom Team „Retter des Rockhaus“ und auch Musikerin im Rockhaus. Ich wollte ganz kurz noch etwas ergänzen, zu dem, was Sie vorhin gesagt haben. Wir sind nicht alle

ausschließlich RockmusikerInnen. Ganz vielfältige Musik findet da statt, bloß, was auch noch mal wichtig ist, zu sagen, ganz viele Musik-, InstrumentallehrerInnen ... und was ich noch sagen wollte, es sind ungefähr tausend, tausendeinhundert MusikerInnen, LehrerInnen ... bloß mehr, weil die Räume sich teilweise zu zweit, zu dritt in den Bands geteilt werden und dieser Tandemgedanke, Querdenken - supergut - genau das versuchen wir gerade auch, also, dem noch bisschen Inhalt zu geben im Rockhaus, auf welcher Ebene auch immer. Das Schwierige an Musik ist, die Instrumente sind nicht so schnell auf- und abgebaut, wenn ich dort aufnehme, also, bin ich wenig flexibel in den Räumen. Das wollte ich noch mal zusätzlich sagen und ganz naiv tatsächlich, in diesem Jahr, das hinter uns liegt - was ich immer noch nicht für mich beantwortet bekommen habe, ist einfach der „Wilde Westen“ im Gewerberecht. Das hat mich total überrascht. Ich bin absoluter Laie, was das angeht, bin auch nicht viel weiter gekommen ... ich frage es ganz einfach, ganz naiv: Wer bestimmt, wie viele Büroräume irgendwo hinkommen, wann ist da auch mal Schluss? Und wann ist auch Schluss - Sie haben vorhin gesagt, wir haben jetzt eine Lösung gefunden. Es ist der weniger saure Apfel als auf der Straße zu sitzen und unter MusikerInnen in Konkurrenz zu treten auf dem Markt. Das war auch eine Entscheidung, dass wir gesagt haben, wir fahren jetzt nicht alle auf die Straße und kämpfen gegenseitig um die Räume, das geht nicht. Wir zahlen wahnsinnig viel mehr, wir haben jetzt zwei Jahre, wo wir ausgehandelt haben mit Klaus Lederer, dem ich natürlich auch danken will ... die sich da mit uns eingesetzt haben, allerdings unter anderem, weil der Besitzer nicht mit uns verhandeln wollte, sondern auf politischer Ebene. Egal, was ich sagen will, dass wir in zwanzig Jahren bei sechsundzwanzig Euro den Quadratmeter sind und das sind zwei bis drei Jahre, die wir jetzt vielleicht noch finanzieren können und dann wird es wieder eng. Also, wir müssen uns trotzdem - und gerne auf politischer Ebene auch - gemeinsam noch etwas überlegen. Das wollte ich einfach noch ergänzen.

H. Dunger-Löper: Vielen Dank. Ja, das heißt, was machen wir als Nächstes, was müssen wir machen, damit wir hier einen Schritt vorankommen? Wir haben gesagt, die Gesamtplanung, aber was ist - sozusagen - das Näherliegende?

Prof. Dr. K. Beckmann: Also, wenn ich das so an die heutige Veranstaltung anbinde - das Gespräch ist, glaube ich, ein ganz entscheidender Weg, ob Sie das als „runder Tisch“ bezeichnen, dass die Erfahrungen, die unterschiedlichen Beurteilungsaspekte auch zusammengeführt werden, ich sage, durchaus entscheidungsorientiert, auch zu sagen - *„Bezirk X muss, müsste, oder die Bezirke müssten die verschiedenen Verwaltungsbereiche, auf Senatsebene müssten ...“* - aber das wäre für mich so der Weg, wo man sagen kann, das ist ein ganz entscheidender. Dann würde ich durchaus ein Strategiekonzept „Kulturentwicklung“ auch erarbeiten - nur ich warne eben immer davor, dass man sich dann zurücklehnt. Und was ja hier schon deutlich geworden ist - es gibt ja auch gute Beispiele - auch die aufbereiten und zu sagen - *„Wie haben wir es denn hingekriegt, was war die Spezifik?“* - das sind so drei Ebenen, wo ich sage, das wäre das, was man tun kann und was man auch erst mal mit - ja - eigenen Ressourcen, mit dem eigenen Kopf und der eigenen Zeit machen kann.

H. Dunger-Löper: Ergänzungen? Ja, Frau Baumann ...

L. Baumann: Apropos, eigener Kopf. Ich glaube, was absolut wichtig wäre, ist, dass Kunst und Kultur eben nicht als Zwischenlösung begriffen werden, dass sie nicht als „Lästlinge“ behandelt werden, sondern dass sie wirklich ...

Prof. Dr. K. Beckmann: Das kostet Geld ...

L. Baumann: ... und das kostet Geld, genau, sondern dass es ein integraler Bestandteil unserer Gesellschaft wird. Ich habe heute Morgen mal im Deutschlandfunk gehört, dass es in Skandinavien - zum Beispiel - Sozialarbeiter gibt, die sind speziell dafür ausgerichtet oder ausgebildet, Menschen, mit welchen Problemen auch immer, an Künstler zu vermitteln. Da habe ich gedacht - na, das ist ja wirklich eine Superidee, das passt ja eigentlich heute Abend hier hin. Die Selbstverständlichkeit, dass Kunst und Kultur wichtig ist für unser gesellschaftliches Zusammenleben, das ist doch hier noch gar nicht angekommen, weder in der Politik noch im Alltag. Deswegen ist Kunst und Kultur keine Zwischenlösung, sondern sie muss wirklich die Zukunft bilden, für uns generell, weil sonst werden wir wirklich irgendwann Probleme haben mit Ärger und Aggression und Gewalt und alle sich selbst der Nächste. Nein, in der Kunst und in der Kultur und im Zusammenarbeiten in

den unterschiedlichsten Sparten, denke ich, da sind doch wirklich unglaubliche Potentiale, Selbstwertgefühl zu erhöhen, Selbstbewusstsein zu stärken und so weiter, und so weiter, unabhängig jetzt von den professionellen Entwicklungen, die die Kunst und die Kultur - insbesondere - auch in dieser Stadt ja auszeichnen und da wirklich noch mal mehr politisch darauf zu achten. Und Räume für Kultur, denke ich, sind Räume auch im Virtuellen, sind Räume im Persönlichen, sind Räume im Medialen. Ich finde, dass - zum Beispiel - das, was an Kunst und Kultur hier, egal in welchem Bereich, in Berlin passiert, kommt viel zu wenig im öffentlich-rechtlichen Rundfunk vor. Das müsste viel mehr auch propagiert werden, letztendlich auch Bestandteil unseres alltäglichen Lebens werden.

H. Dunger-Löper: Dazu haben wir auch schon eine solche Runde gemacht und eine gewisse Offenheit sogar bei ...

L. Baumann: Und hat sich was geändert?

H. Dunger-Löper: Ja, ein bisschen. Herr von Strachwitz ...

R. Graf Strachwitz: Also, ich glaube, man kann es zusammenfassen in zwei Begriffen: Erstens - Bewusstsein schaffen und das geht nicht auf einmal, sondern das ist eine Daueraufgabe - und zweitens - Bedeutung darstellen. Auch Daueraufgabe, damit dieses Thema immer auf der Prioritätenliste, auf der politischen Prioritätenliste, da nach oben kommt. Und dieses Bewusstsein-Schaffen ist etwas, an dem eigentlich alle mitwirken können. Ich sage ein ganz kleines Beispiel dazu: Ich fahre, weil das halt auch so auf der Strecke liegt, öfter durch die Heidestraße, nördlich vom Hauptbahnhof, wo so ein ganzes neues Wohnviertel entsteht und neulich bin ich jemand begegnet, ganz woanders, die von sich behauptet hat, sie wüsste ganz genau, was dort alles passiert. Und dann habe ich gefragt, weil ich das nicht gesehen hatte - „Gibt es denn dort auch irgendeine Infrastruktur?“ - und dann hat sie gesagt - „Ja, ja, da wird ein Supermarkt noch hinkommen und ...“ - „Na, das meinte ich eigentlich nicht, sondern ich meinte, ein bisschen eine andere Infrastruktur.“ Dann hat sie mich völlig fassungslos angeschaut, dass ich eine so idiotische Frage stellen würde, also ... also, ob ... was bräuchte man da noch an Infrastruktur - und da muss man was ändern ...

H. Dunger-Löper: Ja, ich glaube ...

B. Bohle (Anm.: macht mit einer Geste auf eine Wortmeldung von Frau Hertling aufmerksam): Frau Hertling ...

H. Dunger-Löper: Wir sind von der Zeit her jetzt schon ein bisschen drüber, war auch ein gutes Schlusswort fürs Erste. Ich glaube, das Thema wird uns noch weiterverfolgen und wir werden das sicherlich auch in diesem Rahmen noch weiterdiskutieren. Und ich denke, wir werden Kontakt aufnehmen zu dem runden Tisch, den es schon gibt, um uns da auch noch - sozusagen - zu erweitern, denn eines ist sicherlich auch deutlich geworden: Es gibt zwar sehr unterschiedliche Bedarfe, aber es gibt auch die Notwendigkeit, sich gemeinsam zu artikulieren und nicht - sozusagen - immer fraktioniert aufzutreten und dann gegeneinander ausgespielt zu werden. Das ist, glaube ich, ein ganz wesentlicher Punkt. Der zweite Punkt, den ich - sozusagen - im Hinterkopf - in der Planung habe, knüpft an das an, was Sie gesagt haben. Ich denke, es gibt tatsächlich viele Menschen in der Stadt, die schon Räume geschaffen haben und wir werden vielleicht auch einmal eine Runde mit denen machen, um deren Erfahrung zu sammeln und auch einzubringen und zu gucken, was können wir damit weitermachen. Und dann scheint mir ein ganz wichtiger Punkt - da kann ich auch noch eine kleine Anekdote dazu erzählen - die Entwicklung von neuen Quartieren. In meiner alten Funktion als Staatssekretärin für Bauen und Wohnen hier in der Stadt, wurde ich eingeladen, nach Adlershof zu einer Diskussionrunde - „Was fehlt in Adlershof“ - das ja wirtschaftlich extrem erfolgreich ist - „an Urbanität?“ Und dann habe ich erst mal nachgedacht, was kann man dazu sagen und was ganz naheliegend ist, es gab keinen gestalteten öffentlichen Raum und es gab keine Kultur - außer eben eine Universitätsbibliothek, die aber, sagen wir mal, noch nicht hinreichend ist, auch wenn sie eine große Bibliothek ist, um so etwas wie Urbanität zu erzeugen. Inzwischen ist es besser geworden, das kann man nicht anders sagen, aber das Nachrüsten war sehr aufwendig und das Nicht-Mitdenken und Mit-Planen für die anderen Quartiere hier in der Stadt, ist,

glaube ich, ein wichtiger Punkt und wenn wir dann diese Punkte zusammengetragen haben, dann kommen wir auf die Politiker zu und werden ihnen Vorschläge machen und ich hoffe, dass sie sie auch aufgreifen werden, so wie den ersten Schritt, der jetzt hier schon von der Freien Szene entwickelt worden ist und der jetzt überführt worden ist - hoffentlich in baldiges Verwaltungshandeln. Ja, meine Damen und Herren, dann will ich an dieser Stelle erst mal mich sehr herzlich bedanken bei allen hier oben auf dem Podium, bei den Diskutanten unten und hoffe, dass Sie uns auch im nächsten Jahr wieder bei unserem Jour Fixe „Stadt und Musik“ begleiten werden. Ich glaube, es wird eine ganze Reihe an interessanten Themen geben und ich denke, das wird ganz spannend. Aber jetzt gehen wir erst einmal noch dazu, den Fotowettbewerb an dieser Stelle aufzurufen, den wir in diesem Jahr gemeinsam mit dem Tagesspiegel, wie auch schon im Vorjahr, ausgerufen hatten und der dieses Jahr unter dem Motto stand „Musik und Räume“. Und es hat eine Reihe von Einsendungen gegeben und wir werden heute hier einige der Preisträger Ihnen vorstellen, auch die Bilder, die sie eingesandt haben, um vielleicht noch weitere Ideen zu denen heute Abend hier zum Thema „Musik und Räume“ Ihnen vorzustellen.

L. Baumann: Wir gehen jetzt runter.

H. Dunger-Löper: Sie dürfen jetzt runter gehen. Vielen Dank noch mal an alle.

Es folgt die Urkundenverleihung an die PreisträgerInnen des Fotowettbewerbs „Musik und Räume“ durch Hella Dunger-Löper.

H. Dunger-Löper: Ich freue mich, dass wir schon jetzt mit dem Tagesspiegel haben verabreden können, dass wir diesen Wettbewerb auch im nächsten Jahr machen und der steht unter dem Motto „Musik hält zusammen“ und insofern haben wir, glaube ich, ein Thema, was in die Diskussion heute Abend auch ein bisschen eingebettet ist. Und wir sind sehr gespannt, was es wieder für Bilder geben wird und hoffen, dass wir auch wieder eine breite Beteiligung haben. In diesem Sinn darf ich allen noch einmal ganz herzlich danken, die sich beteiligt haben, natürlich auch Ihnen, für Ihr Mitwirken an der Jury, Herr Billhardt. Und damit sind wir erst mal für heute am Ende. Ich darf jetzt noch mal an die Musik übergeben, natürlich nicht, ohne Ihnen vorher noch allen ein gutes Jahresende, schöne Feiertage, ein gutes neues Jahr zu wünschen, und mich dafür zu bedanken, dass Sie uns in diesem Jahr so intensiv begleitet haben. Ich verspreche Ihnen, wir werden versuchen auf diesem Niveau mit Ihnen weiterzudiskutieren und hoffen, dabei auch das Thema „Musik, Kunst, Kultur“ ein bisschen stärker in der Gesellschaft zu verankern als wir es bisher gehabt haben. In diesem Sinne alles Gute für 2020.

Produktionsleitung: Tom Ver Eecke

Herstellungsleitung: Tom Ver Eecke

Projektleitung: Madlen Wittenstein

Eine Sendung des Landesmusikrates Berlin in Zusammenarbeit mit ALEX Berlin.